



Nr. 11.

Posen, den 18. März.

1894.

Der Polizei-Sergeant Nummer 21.

Die Geschichte eines Verbrechens.

Von Reginald Barnett.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Eines Nachmittags, früh im November, trat Robert Power in das düstere Gebäude ein, mit einem Brief von Mister Norfolk, der ihn dem Direktor des Gefängnisses empfahl. Dieser empfing ihn mit militärischer Kürze und wies ihn an einen Oberaufseher, einen plumpen Irländer, welcher unter so schwierigen Verhältnissen immer noch etwas von seinem nationalen Humor bewahrt hatte. Diesem war die Veranlassung zu Roberts Aufenthalt in Dartmoor mitgetheilt worden.

„Gut, gut, mein Sohn,“ sagte der Irländer, „kommen Sie mit mir, wir wollen Ihnen gleich Ihre Arbeit anweisen. Wir wollen einen hübschen, niedlichen Gefängnisaufseher aus Ihnen machen; wir haben eine Uniform, die Ihnen passen wird wie ein Handschuh — Sie werden der Adonis von Dartmoor sein! Ich weiß, warum Sie gekommen sind, aber, merken Sie sich: nichts gegen die Vorschrift. Ich habe strenge Ordre, darauf zu achten, und es wird nicht gut für Sie sein, wenn Sie sie verletzen.“

Der Oberaufseher meinte dies wirklich, wie er sagte, aber in seinen freundlichen Augen war zu lesen, daß er im Grunde ein vortrefflicher Buriche sei, auf dessen guten Willen innerhalb der Grenzen seiner Pflicht Robert Power zählen konnte.

28.

Jakob Stanley trug die Nummer 37.542 und wohnte auf dem dritten Stock, Halle A, Gefängniß Nr. 2, Zelle Nr. 42. Stanley besaß keine kräftige Gesundheit. Als er ins Gefängniß kam, wurde er krank und mußte ins Spital gebracht werden. Als er wieder genas, befand er sich in einem Zustand großer Schwäche. Der Arzt des Londoner Gefängnisses hatte ihn daher als einen Sträfling bezeichnet, welcher mit leichter Arbeit beschäftigt werden solle, und demzufolge hatte der Arzt in Dartmoor auf seinem Papier bemerkt „Schuhmacherwerkstatt.“

Ohne Zweifel hatte es der Arzt gut gemeint, aber es war doch ein Irrthum. Stanley war hauptsächlich deshalb erkrankt, weil er an frische Luft und Bewegung gewöhnt und als Gefangener derselben beraubt war.

Die einzige Stunde, während der die Sträflinge am Tage innerhalb des Gefängnißhofes in langer Reihe spazieren gingen, war von geringem Nutzen für einen Menschen, der den größten Theil seines Lebens in der freien Natur zugebracht hatte. Ihm fehlte der Anblick des grünen Grases, der Bäume und die Wärme des Sonnenscheins; der Aufenthalt in den vier Pfählen der

Verstätt war ihm eher schädlich, als zuträglich. Stanley wurde bald ein vollständiges Wrack an Körper und Geist.

Die Auskunft, die Robert Power von dem Oberaufseher über ihn erhielt, war im Ganzen gut. Der Sträfling Nr. 37.542 machte wenig zu schaffen. Er gehorchte den Vorschriften und war eifrig bemüht, gute Zeugnisse zu erhalten, die ihn zu einer Abkürzung seiner Strafzeit berechtigen. In diesem Bestreben lehnte er es sogar ab, ins Hospital zu gehen, obgleich seine gebrochene Gesundheit dies wohl gerechtfertigt hätte. Denn im Hospital konnte kein Sträfling hoffen, gute Zeugnisse zu erhalten, er zog deshalb vor, zu arbeiten, so lange seine Kräfte aushielten. In letzter Zeit war sein Wesen jedoch finsterner geworden, und ein Akt des Ungehorsams hatte ihn des lang ersehnten Vergnügens beraubt, einen Brief zu erhalten.

Robert Power hatte seine Stellung als Gefängnißwärter im dritten Stock der Halle A eingenommen. Am Tage nach seiner Ankunft, um zwölf Uhr Mittags, zu der Stunde, wo die Gefangenen zum Mittagessen kamen, hatte Robert auf den Rath des Oberaufsehers diese Zeit zu seinem ersten Auftreten gewählt. Dem Sträfling wird nach dem Mittagessen eine Stunde Zeit gelassen, um noch seine Hängematte aufzurollen und seine Zelle in Ordnung zu bringen. Hat er dies gethan, so kann er die freie Zeit bei einem Buch verbringen, er kann nach Belieben schlafen, oder in seiner Zelle auf und ab gehen. Während der Speisestunde macht auch der Arzt seine Runde und besucht die Patienten.

Die Sträflinge kamen die Treppe herauf und eilten in ihre Zellen, Stanley jedoch hatte keine Eile und ging mit müden Schritten. Sein hageres Gesicht war zu Boden gerichtet, er zeigte keine Gier nach dem Essen, das ihn erwartete. Er war von mittlerer Größe, hatte dunkles Haar und Bart, die wie bei allen Gefangenen kurz geschoren waren, und Robert bemerkte, daß seine Augen denselben starren Ausdruck hatten, welcher bei Saint Alban so auffiel. Da der Sergeant seine Abstammung kannte, so überraschte ihn diese Ähnlichkeit nicht. Als Stanley sich der Zelle näherte, vor welcher Robert stand, blickte er auf, und in demselben Augenblick erkannte er den jungen Mann trotz dessen Uniform. Todtenbleich fuhr er zurück.

„Der Doktor!“ rief er aus, „der Doktor!“

„Was, Sie erkennen mich wieder?“ sagte Robert, indem er mit einigem Mitleid auf die gebrochene Gestalt blickte, welche so wenig dem gesunden, rüstigen Manne glich, den er in Manchester gekannt hatte.

„Ja,“ stöhnte der Sträfling, unfähig, sich von seinem Erstaunen zu erholen.

„Sie sehen, wozu Sie mich durch ihre Niederträchtigkeit gebracht haben!“ sagte Robert Power streng. „Sehen Sie sich den Mann an, dessen Zukunft Sie durch Ihre boshaften Lügen ruiniert haben!“

Ein krampfhaftes Zittern befiel Stanley, aber er gab keine Antwort. Jetzt kamen die Aufseher mit dem Mittagessen, Stanley mußte in seine Zelle gehen und sein Geschirr hinausreichen.

Robert wurde abgerufen und hatte keine Gelegenheit, das Gespräch fortzusetzen. Aber später, als wieder Alles ruhig war und auch die Aufseher zu ihrem Mittagessen gegangen waren, öffnete er geräuschlos Stanleys Zelle und trat ein.

Der Sträfling hatte seine Mahlzeit fast unberührt gelassen. Er war im Gefängnis ein schwacher Esser, dem die Rationen viel zu groß waren, die Anderen ungenügend erschienen. Aber an diesem Tage dachte er weniger als je an das Essen; das unerwartete Erscheinen des Doktors hatte ihn völlig erschüttert.

Beim Eintritt Roberts blickte Stanley mit bitterer Miene auf. „Sie sind gekommen, um mich auszulachen, nicht wahr?“ sagte er. „Jetzt ist an Ihnen die Reihe. Das Leben ist hier hart genug, und Sie wollen es mir wahrscheinlich noch härter machen, Sie werden mich anzeigen so oft Sie können —“

„Das ist nicht meine Art,“ erwiderte Robert, der die düsteren Ahnungen wohl begriff, welche den elenden Zustand des Sträflings noch verschlimmerten. „Wenn ich das thun würde, so wäre es nicht mehr, als was Sie verdienen; aber wenn Sie sich ordentlich benehmen, so werde ich Ihnen keine Schwierigkeiten machen. Ich sehe, Sie sind hinreichend bestraft; Sie sehen aus, als wollten Sie ins Grab steigen.“

„Ich bin sehr krank!“ seufzte Stanley, „ich habe nicht mehr Lebenskraft, als eine Fliege; dieses Leben und der Gram tödten mich.“

„Warum gehen Sie denn nicht ins Spital?“ sagte Robert. „Das wäre besser für Sie.“

Der Sträfling schüttelte den Kopf. „Das Spital kann mir nicht helfen, was ich brauche, ist frische Luft und Befreiung von meinen Sorgen! Die nagende Sorge ist schlimmer, als alles Andere.“

„Was haben Sie für Sorgen, da Sie doch nun einmal im Gefängnis sind, wo Sie Alles, was zum Leben nöthig ist, erhalten?“

Wieder schüttelte Stanley den Kopf.

„Das ist es nicht,“ sagte er, „aber der Gedanke an meine Frau drückt mich schwer, und ich kann ihn nicht aus dem Sinn bringen. Ich weiß, Sie sind kein Freund von mir, Herr Doktor, aber Sie würden trotzdem Niemand mehr Elend wünschen, als ich zu tragen habe!“

„Wollen Sie damit sagen, daß Sie sich um ihre Frau grämen?“ fragte Robert.

Stanley nickte. „Um sie gräme ich mich. Ich hätte schon vor wenigstens vierzehn Tagen ihren Brief erhalten sollen, aber der schielende Tim, der Aufseher in der Werkstatt, hat einen Groll gegen mich und zeigte mich an. Ich verlor zwölf gute Noten und die Ausichten, Nachrichten von meiner Frau zu erhalten.“

Der Sträfling bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Seine Gedanken waren weit entfernt, bei der Frau, von der er getrennt war, und an welcher er zu hängen schien. Robert Power bemerkte dies wohl und sah deshalb voraus, daß Stanley nicht schwer zu behandeln sein werde. Bei seiner Niedergeschlagenheit konnte ein freundliches Entgegenkommen augenscheinlich von bester Wirkung sein und der junge Sergeant war um so mehr dazu geneigt, als er in Wirklichkeit von dem traurigen Blick des Mannes gerührt war.

„Was würden Sie sagen,“ begann Robert nach einigen Minuten langsam, „wenn ich Ihnen Nachrichten von Ihrer Frau geben könnte?“

„Sie?“ rief der Zigeuner mit funkelnden Augen.

Robert nickte.

Aber ein Verdacht stieg in dem Sträfling auf. „Sie wollen mich ausforschen!“ sagte er finster. „Sie sind gekommen, um Ihre Rache zu fühlen, das weiß ich.“

„Nein, Stanley,“ erwiderte Robert, „ich bin nicht so grausam, wie Sie glauben. Es gab eine Zeit, wo ich Sie für Ihre Schändlichkeit hätte erwürgen können, aber das ist vorüber. Ich bin durch langes Nachdenken zu dem Schluß gekommen, daß Sie verleitet wurden, mir zu schaden, denn Sie selbst konnten keinen Haß gegen mich haben, da ich Ihnen nie etwas Böses that.“

Der Zigeuner nickte, schwieg aber noch immer argwöhnisch.

„Es ist die Wahrheit, was ich Ihnen sagte, ich kann Ihnen Nachricht von Ihrer Frau geben,“ fuhr Robert fort, „ich habe sie gesehen.“

„Sie haben sie gesehen?“ fragte Stanley mit zitternder Stimme.

„Und ich weiß, wo sie wohnt.“

„War sie — war sie gesund, als Sie sie sahen?“

„Ich konnte nur einen flüchtigen Blick nach ihr werfen, sie schien gesund zu sein, aber ich glaube kaum, daß sie in günstigen Verhältnissen lebt.“

Der Sträfling stöhnte.

„Ich hätte vor vierzehn Tagen einen Brief von ihr erhalten sollen und jetzt liegt er da und ich darf ihn nicht lesen! Das ist genug, um einen Menschen zur Verzweiflung zu bringen!“ rief er mit Zornesgluth auf seinem bleichen Gesicht. „Man hätte mir Alles anthun können, — Dunkelarrest, Brod und Wasser, oder Schlafen in Ketten — daraus hätte ich mir nicht viel gemacht, wenn sie mir nur erlaubt hätten, den Brief zu lesen! Hören Sie, Herr Doktor, sprechen Sie wirklich im Ernste?“ fragte er, während sein alter Verdacht wieder erwachte. „Sie wollen einen armen Teufel nicht unglücklich machen? Haben Sie sie gesprochen?“

„Nein,“ erwiderte Robert, „ich habe sie nur einen Augenblick gesehen, ohne daß sie mich bemerkte.“

„Wo war das?“

„In der Dangerfieldstraße, gegenüber Saint Albans Haus.“

„Sie ist zu ihm gegangen,“ murmelte Jacob Stanley vor sich hin, „nun, dann wird es ihr jetzt besser gehen.“

Diese Mittheilung schien ihn etwas zu trösten, und er sah etwas heiterer aus.

„Sie haben mich sehr erfreut, Herr Doktor,“ sagte er, „jetzt ist mein Kopf etwas leichter geworden, da ich weiß, daß sie lebt und gesund ist. Sie ist keine starke Frau, und harte Arbeit würde sie bald zu Grunde richten. Aber jetzt wird sie nicht verlassen sein,“ murmelte er getröstet, „man wird ihr helfen und sie vor Noth schützen.“

„Würden Sie glücklicher sein, wenn Sie den Brief Ihrer Frau erhielten?“ fragte Robert nach einer Weile.

„Ich würde die ganze Welt dafür geben!“ erwiderte der Zigeuner lebhaft.

„Nun, ich will nichts versprechen, aber wenn Sie sich gut führen,“ sagte Robert, „werde ich versuchen, ihn für Sie herauszubekommen — jedenfalls will ich für Sie sprechen.“

Der Sergeant hielt die Unterhaltung für einen Tag für genügend. Es war verboten, mit den Sträflingen zu sprechen, und er durfte sich nicht zu viel auf die Nachsicht des Oberaufsehers verlassen, deshalb öffnete er vorsichtig die Zelle und trat hinaus.

Der Zigeuner sah ihm mit seltsamem Blick nach. „Sie wollen mich nicht noch unglücklicher machen?“ sagte er. „Sie sehen wie ein guter Mensch aus, aber ich kann an mein Glück nicht glauben. Es wäre gegen die Natur, wenn Sie mir Gutes erweisen wollten. Es ist auch wider die Natur,“ wiederholte er kopfschüttelnd, „denn ich verdiene es nicht von Ihnen.“

Aber Robert war bereits verschwunden, ehe Stanley sein heiseres Flüstern beendet hatte. In der Einsamkeit seiner Zelle bedeckte der Sträfling sein Gesicht mit den Händen und versank in tiefes Nachdenken, bis das Signal gegeben wurde, das die Gefangenen wieder zur Arbeit rief.

29.

Einige Tage vergingen, aber Robert Power fand das Leben im Gefängnis nicht einformig. Wenn ein Mann einen bestimmten Zweck vor sich hat, läßt er sich nicht von Unbequemlichkeiten und düsterer Umgebung anfechten. Außerdem hatten der Ort und die Szenen, die er täglich sah, einen gewissen Reiz der Neuheit für ihn. Er hatte sich in seine Pflichten sehr bald eingelebt, und seine Intelligenz sein Gleichmuth und seine Pünktlichkeit erwarben ihm den Beifall von Mr. O'Connor, dem Oberaufseher.

Er lernte auch noch viele andere Sträflinge außer Jacob Stanley kennen, unter denen sich auch die beiden Einbrecher befanden, deren Ergreifung in Sandbank er bewirkt hatte.

Diese erkannten ihn sofort. Es waren Leute von ziemlich heiterem Wesen und sie begrüßten Robert mit überraschender Freundlichkeit. Sie sagten sich, daß er seine Arbeit gethan habe, eben so wie sie die ihrige — Alles geschäftsmäßig — und daß das Geschick gegen sie entschieden habe. Einer derselben rief sofort,

als er Robert erblickte: „Halloh, Sergeant, sind Sie es? Das ist eine angenehme Ueberraschung! Wie geht es mit Ihrer Schulter? Hoffentlich ist sie nicht für die Dauer beschädigt.“

Der Andere grinste von einem Ohr zum andern und tanzte umher, bis er hierbei durch den raschen Eingriff eines Aufsehers unterbrochen wurde, der ihn beim Kragen nahm und in seine Zelle führte. Aber da die Beiden außerhalb des Gefängnisses beschäftigt wurden, sah sie Robert selten. Er hörte jedoch, daß die Burschen viel zu schaffen machten und den Aufsehern, welche die undankbare Aufgabe hatten, sie zu bewachen, viel Mühe und Verantwortlichkeit verursachten.

Er kam auch noch mit anderen Sträflingen in Berührung, Leuten, die er zu seinem großen Erstaunen hier wieder fand, deren Namen ihm in früheren Jahren wohl bekannt gewesen und welche beschämt ihre Köpfe senkten, als sie ihn erblickten.

Inzwischen besserte sich der Zustand Stanleys. Robert hatte mit dem Gefängnisarzt gesprochen und ihm dringend vorgestellt, daß etwas für den Mann geschehen müsse. Demzufolge wurde Stanley mehr Aufmerksamkeit geschenkt. Die frische Luft, nach der er so sehr verlangte, und deren Entbehrung seine Gesundheit so geschädigt hatte, wurde ihm zurückgegeben. Da er für die Arbeit im Steinbruch zu schwach war, andererseits aber, wie die meisten Leute seiner Klasse, mit Pferden und Rindvieh umzugehen wußte, so wurde er in die Abtheilung mit den rothen Kragen verlegt. Diese ist eine bevorzugte, welche mit landwirthschaftlichen Verrichtungen beschäftigt wird.

Schon einige Tage genügten, um eine merkwürdige Veränderung in ihm hervorzubringen. Er erlangte seinen Appetit wieder, sagte Muth, und sein hohles Gesicht sah runder und weniger geisterhaft aus. Stanley wußte natürlich, wer diese Veränderung veranlaßt hatte, und war Robert dafür sehr dankbar. Endlich kam der Tag, an welchem er den zurückgehaltenen Brief bekam. Robert war nicht zugegen, als er ihn erhielt, aber er sah Stanley noch am Abend. Der Sträfling war blaß vor Muth.

„Halloh!“ sagte Robert, „was ist mit Ihnen? Der Brief scheint Ihnen nicht zu gefallen?“

„Der Schurke!“ rief Jacob zur Antwort. „Er läßt sie verhungern! Sie kann nichts von ihm erlangen und verhungert, sage ich Ihnen!“

„Verhungert? Wer läßt sie verhungern?“ fragte Robert. „Nun er, der Mann, der verpflichtet wäre, ihr und mir beizustehen.“

„Wen meinen Sie damit?“
Jacob Stanley ging in seiner Zelle auf und ab und murmelte erregt unverständliche Worte in der Zigeunersprache.

„Ich bin mit ihm fertig!“ rief er die Faust schüttelnd, „wir sind geschieden! Sie sind ein wirklich guter Mensch, Herr Doktor, und ich werde thun, was Ihnen gegenüber recht ist. Der Mann, der mich und Bessy, meine Frau, veranlaßte, Ihnen zu schaden,

war Charley, derselbe, der mein Spielkamerad war, als wir noch kleine Jungen waren. Verflucht soll er sein!“

„Was schwagen Sie da?“ sagte Robert, obgleich er wohl ahnte, wer die Person war, der Stanleys Muth galt.

„Ich kann Ihnen nur sagen, daß Jener, der uns verleitete, kein Anderer ist, als der, welcher jetzt Saint Alban heißt.“

„Saint Alban! Das wußte ich, damit sagen Sie mir nichts Neues! Ich hatte schon einige Zeit Verdacht auf ihn.“

„Ja, das ist der Mann,“ fuhr der Zigeuner fort, „verflucht sei er! Ich wünschte, ich hätte ihn nie gesehen, sein Geld hat mir nur Unglück gebracht! Wenn er nicht wäre, so säße ich jetzt nicht hier!“

In seinem Zorn war Stanley augenscheinlich geneigt, sein Geheimniß zu verrathen. Robert hatte es bisher unterlassen, ihn dazu zu drängen, da er fühlte, daß es noch nicht an der Zeit war, jetzt wollte er den günstigen Zufall benutzen.

„Sehen Sie, Stanley“, sagte er, „dieser Bursche, dieser Saint Alban hat mich ruinirt, er hat auch Sie geschädigt und ist zu Allem fähig, wie ich sicher weiß. Es giebt keinen abscheulicheren Schurken auf der Welt, auch nicht in diesem Gefängniß. Sie hoffen wahrscheinlich, daß er als Belohnung für Ihre Dienste für Ihre Frau sorgen werde, so lange Sie im Gefängniß sind. Aber es ist ganz vergebens, wenn Sie sich auf ihn verlassen, dieser Mensch hat kein Herz und ist gegen Niemand ehrlich!“

„Das sagt auch meine Frau“, erwiderte der Sträfling. „Aber ich muß meine Rache haben!“ rief er in einem neuen Wuthausbruch.

„Wir wollen einen Handel schließen“, fuhr Robert fort. „Was wollen Sie mir dafür leisten, wenn ich Ihnen verspreche, Ihrer Frau zu helfen und dafür zu sorgen, daß sie keine Noth leidet, so lange Sie hier sind?“

„Dafür würde ich Alles thun!“ rief Stanley lebhaft, „Alles! Dieser Brief von ihr hat mein Herz gebrochen! Sie sagt nicht viel darin, aber ich weiß, er hat sie ihrem Schicksal überlassen. Arme Bessy! Sie ist nicht von unserm Volk und hat keinen Freund in der Welt außer mir. Ich habe sie auch zu dem Unrecht verleitet, ich schwöre es auf meine Seele, daß sie von Anfang bis zum Ende dagegen war. Sie that es nur, weil ich es so haben wollte.“

„Nun also, sagen Sie mir Alles der Wahrheit gemäß, dann werde ich mein Versprechen halten, so gewiß, als ich ein ehrlicher Mann bin“, sagte Robert ernst.

„Und Sie versprechen mir, daß Sie Bessy nicht in Unannehmlichkeiten bringen werden, wenn ich Ihnen Alles sage und Ihnen den Weg angebe, um es zu beweisen?“ fragte Stanley ängstlich.

„Ich habe nichts gegen Ihre Frau, sie war nur das Werkzeug, aber den Mann selbst muß ich treffen.“

(Fortsetzung folgt.)

Degeneration?

Von Heinrich Bäder.

(Nachdruck verboten.)

Wir degeneriren! Wir sind degenerirt! In allen Tonarten bläst man es durch die Resignationstrompete, wenn von der Urkraft und den scharfen Sinnen sowohl unserer Altvordern, als auch der heute noch in halber oder ganzer Wildheit lebenden Völkerschaften die Rede ist. Staunend und bewundernd lesen wir von den Heldenthaten der mittelalterlichen Ritterchaft, wie sie mit dem Zweihänder dreinschlug, wie sie in reißigem Turnier die Lanzenstäfte zersplittern ließ — staunend und bewundernd lesen wir in hundert Indianergeschichten, wie die Rothhäute auf dem Kriegspfad die Spur des Feindes im Urwald und auf der Steppe verfolgt, mit welcher unheimlichen Sicherheit sie den Tomahawk wirft, und Pfeil und Bogen oder gar die Büchse handhabt. Und weil wir das nicht ebenso gut können, lamentiren wir über unsere „Degeneration“, über Verweichlichung, Erschlaffung, Entartung unseres Geschlechts.

Wohl giebt es Tausende von Schwächlingen in allen Volksschichten, auch läßt sich die Erblichkeit der körperlichen Untüchtigkeit in vielen Familien nachweisen — aber es giebt dafür Hunderttausende, ja Millionen normal gebauter kräftiger Menschen, denen die Thaten der alten Ritter, die Fertigkeiten und die Proben von Sinnesstärke der Rothhäute nicht schwer fallen dürften, wenn sie zweckentsprechend erzogen, wenn sie von Jugend auf darin geübt würden.

Können die fernigen Mannen unserer heutigen Armeen einem degenerirten, d. h. an erblicher körperlicher und geistiger Schwachheit erkrankten Geschlechte entstammen?

Haben sich etwa die Eltern und Voreltern unserer Kunstschützen, Kunstreiter, Akrobaten, Athleten, Fechtmeister etc. ebenfalls in diesen Fertigkeiten ausgezeichnet?

Kann der Turner, Ruder- und Schwimmsport, der Reit-, Fahr- und Jagdsport, der Touristen-, Schieß- und Velocipedtsport, kann das Vergnügen an strapazirten Körperübungen überhaupt in einer degenerirten Welt Platz haben?

Und unsere Sinne? Sind sie nicht ebenso angelegt, wie bei den Wilden? — Gewiß! Wir veräumen nur zumeist, sie rationell zu entwickeln und zu üben in ihrem Gebrauch!

Man sehe doch die Jägerei an! Welcher waidgerechte und fährtenkundige Jäger nähme es nicht in Bezug auf Sinnesstärke mit einem Romanen oder Sioux auf? Keine Spur in seinem Revier entgeht ihm, von der des Waiders bis zu der Fährte des guten Hirsches oder haubenden Schweines.

Und hat er die Fährten eines ganzen Rudels gefunden, so weiß er die einzelnen wohl von einander zu unterscheiden. Dem ungeübten Laienauge entgehen die Unterscheidungszeichen, der Kundige aber weiß, daß hier ein jagdbarer, dort ein geringer Hirsch und dort ein Althier gezogen; ja, die Schnelligkeit der Gangart zu bestimmen, ist ihm ein Leichtes. Ebenso leicht kann er bei anderen Wildarten das männliche vom weiblichen Stüd unterscheiden, während das ungeübte Auge die Zeichen, an denen der Jäger das Alles bemerkt, trotz eifriger Suchens nicht auffinden würde. Und so scharf wie das Auge des alten Waidmanns ist auch sein Ohr. Wo der Laie nur das „Rauschen des Waldes“ hört, weiß er die tausend Stimmen wohl zu zerlegen und zu würdigen. Sigt er nachts auf dem Anstand, dann weiß er oft ganz bestimmt, welche Wildart

sich ihm nähert, ohne sie schon sehen zu können. Für ihn ist jeder knickende Zweig, jedes kaum hörbare Schnauben, jedes trittartige Geräusch ein bestimmtes Signal.

Dem Indianer wird das Nachspüren und Beschleichen des Feindes, das Ueberlisten desselben auf dem Kriegspfade als eine beinahe übermenschliche Leistung angerechnet. Der Indianer aber überlistet nur Seinesgleichen, der Jäger jedoch das mit viel schärferen Sinnen als er ausgestattete Wild. — Jeder Mensch — und also auch die Rothhant — hat Gesicht und Gehör, das Wild hat Beides und den Geruch dazu, der bei ihm so ausnehmend feinsüßig und empfindlich ist, daß ein Mensch sich von der weitreichenden Wirksamkeit dieses Sinnes beim Thier keine klare Vorstellung machen kann. Der Jäger hat deshalb bei seinen Bewegungen im Revier mit diesem Sinne und der jedesmaligen Windrichtung und Stärke zu rechnen; und oft gelingt es, trotz günstigen Windes, nur durch stundenlanges, schlangenartiges Vaudrutschen einem Wilde beizukommen. Ganz so, wie bei jenen halbwidren „Naturmenschen.“

Und der Seemann? Wer hätte nicht schon seine scharfen Sinne bewundert, mit denen er ein Unwetter viele Stunden vorher anzuzeigen weiß, oder wie er die Größe, Art und Nationalität eines Fahrzeuges in der Ferne erkennt, das ein Anderer mit seinem ungeübten Auge noch nicht einmal wahrnimmt.

Welche Geschicklichkeit, Zähigkeit und Behendigkeit, welche Kraft und Stählung der Muskeln und Sehnen entwickelt der Matrose, wenn er, einem Sturme trotzend, der Felsen zu schleudern im Stande ist, in den Wanten und der Tafelage des Schiffes umherklettert und die schlagenden Segel bindet!

Gehören die Jäger und Seefahrer nicht zu demselben Geschlechte, dessen körperlichen Verfall wir immer bejammern hören? — Jamohl! Aber der Verfall ist erdichtet! Wir sind heute noch im Stande, dasselbe zu leisten, wie die Menschheit zu irgend einer Zeit, wir sind noch dieselben Männer, die unsere Vorfahren waren! — Natürlich müssen wir die Geschichten von Reden und Riesen dahin verweisen, wohin sie gehören, in das Reich der Fabel; und dann können wir die oben angeführten Beweise als vollgiltig anerkennen.

Was allein uns fehlt, ist die rationelle Erziehung unserer Sinne und Fähigkeiten, die uns ebenso angeboren sind, wie unseren Voreltern und wie Denjenigen, welche wir ob ihrer Thaten und ihrer harten Lebensgewohnheiten beinahe mit schauernder Ehrfurcht betrachten, und die wir deshalb „Naturmenschen“ nennen, weil wir uns irrthümlich für durch die Kultur denaturirt und „degenerirt“ halten.

Und daß wir geistig gegen frühere Generationen zurückstehen, wird wohl Niemand im Ernst behaupten wollen, selbst wenn wir die klassisch-griechische oder irgend eine andere Periode in Betracht ziehen. Wir haben nur über der Erziehung des Geistes und Verstandes die Ausbildung des Körpers vernachlässigt — aber degenerirt sind wir nicht!

*** Frauenüberschuß.** Im ganzen deutschen Reich gehören nach den amtlichen Ergebnissen der letzten Volkszählung 24 230 832 dem männlichen, 25 197 638 dem weiblichen Geschlecht an. Auf 100 männliche kommen 104 weibliche Personen. Auch die übrigen Zählungen ergaben in Deutschland einen Frauenüberschuß; es standen nämlich 100 Männer im Jahre 1885 104,3, 1880 103,9, 1875 103,6 und 1871 103,7 Frauen gegenüber; das Verhältniß hat sich also kaum geändert. Auch in den einzelnen Staaten und Landesheilen hat das Geschlechtsverhältniß ebenfalls nur geringen Schwankungen unterlegen. In manchen Gebietsheilen liegen die Verhältnisse aber anders. Vor allem ist in der Stadt Berlin, wo auf 100 männliche Bewohner 1871 98 und 1875 99,1 weibliche kamen, seither an die Stelle des Männer-Überschusses ein vergleichsweise nicht unbedeutender Frauen-Überschuß getreten: 1880 kamen in Berlin auf 100 männliche schon 106,8 weibliche Bewohner, 1885 108,2 und 1890 107,8. In Schlesien ist der Frauenüberschuß seit 1871 zwar nicht erheblich, aber ständig gestiegen: von 109,2 auf 111,3; ebenso, wenn schon nicht ganz so regelmäßig, in Posen von 106,6 auf 108,6. Nach der entgegengesetzten Richtung hat sich eine Verringerung in Elsaß-Lothringen vollzogen, wo das ziemlich Uebergewicht, das in den ersten Zählungsjahren die Frauen besaßen, 1871 103,9 und 1875 105,6, sich später verminderte und 1890 auf das andere Geschlecht übergab bis auf 98,9. In derselben Weise, jedoch weniger scharf ausgeprägt, ist eine Verringerung in Schleswig-Holstein eingetreten: von 100,8 auf 97,5. Ferner hat der Frauen-Überschuß ziemlich regelmäßig sich in der bairischen Pfalz von 106,5 auf 102,6, den mecklenburgischen Großherzogthümern, Albed und den Gebieten der Hansestädte allmählich verringert. Aber im großen und ganzen haben doch diese Verschiebungen, abgesehen von Berlin und Elsaß-Lothringen, die bezeichnende Stellung, welche die verschiedenen Landestheile hinsichtlich der Vertretung der beiden Geschlechter in der Bevölkerung zueinander einnehmen, fast unverändert gelassen. Das Bild, das man bei geographischer Gruppierung der Gebietsheile erhält, ist in allgemeinen Zügen so gestaltet, daß im Osten des Reichs, hauptsächlich im Südosten, ein starker Frauen-Überschuß vorhanden ist; ebenso, jedoch nicht in demselben Maße, in Mittel- und Süddeutschland; im Norden überwiegt gleichfalls, aber noch weniger erheblich, das weibliche Geschlecht, wogegen im Nordwesten und Westen die Männer das Uebergewicht der Zahl nach haben.

*** Die drei stärksten Eichen der Mark Brandenburg und wohl die stärksten in unserem ganzen Vaterlande** befinden sich in der Umgegend von Berlin. Die erste steht unmittelbar am Grunewald im Dorfe Dahlem, sechs Kilometer von Berlin. Nach der Chronik des Ortes steht dieser herrliche Baum seit dem Jahre 1436. Acht Männer vermögen den Baumstamm nicht zu umspannen. Die Höhe beträgt 34 Meter und der Umfang der Baumkrone 26 Meter. Die zweite Eiche steht 30 Kilometer von Berlin bei Zinkenrug; dieser stolze Baumriese wird die „Königseiche“ genannt. In der Rinde des Baumes findet man die Namen von Friedrich dem Großen, Friedrich Wilhelm III., Friedrich Wilhelm IV., Kaiser Wilhelm I., Kaiser Friedrich III., Alexander von Humboldt, Theod. Körner, Friedr. v. Schiller, Herder, Rückert, Jffland u. s. w. eingekragt. Neun Männer sind nicht im Stande, den Baumstamm zu umspannen. Nach den ältesten Chroniken soll der Baumriese um das Jahr 1493 gepflanzt worden sein. Die dritte dieser stolzen Eichen steht unmittelbar an der Chaussee zwischen Werbig und Lestchin im Oderbruch, 10 Meilen von Berlin. Zehn Männer sind erforderlich, diesen Baumriesen zu umspannen. Die Höhe des Baumes beträgt 34 Meter und der Umfang der Baumkrone 20 Meter. Nach den ältesten Chroniken des Ortes Werbig soll die Eiche im Jahre 1453 gepflanzt sein.

*** Gemeinliche Bräutigame.** In einigen Provinzen Hollands besteht in der Karnevals- und Kirmeszeit eine ganz eigenthümliche Sitte. Junge Mädchen der niederen Stände, vor allem Dienstmädchen, welche keinen „Schlag“ besitzen, mietten sich für die Sonntage oder für die ganze Dauer der Kirmes „Bräutigame.“ Diese Liebhaber sind gar nicht so billig zu haben. Oft thun sich zwei bis drei Mädchen zusammen, um sich einen Liebhaber gemeinschaftlich zu engagiren, falls ein solcher für ein Mädchen zu theuer war. Dieser „Bräutigam“ auf Zeit und Kündigung hat vielerlei Pflichten. Natürlich muß er zuerst ein sauberer und schmucker Bursche sein, dann ein flotter unermüdlicher Tänzer, „damit man sich mit ihm leben lassen könne“, und ein unterhaltender Gesellschaftler. Der Liebhaber bekommt außer verschiedenen werthvollen Geschenken seitens seiner „Braut“ oder seiner „Bräute“ natürlich stets freie Besche. Kann sich ein Mädchen einen solchen „Bräutigam“ für sich allein mietten,

so ist dies ein großer Vortheil für sie, denn aus dem gemiethten Bräutigam wird oft ein wirklicher und aus diesem dann ein Ehemann. In diesen Gegenden Hollands halten also gewissermaßen die Mädchen um die Männer an.

*** Typhusübertragung durch Milch.** Nach einem Berichte des Kantondemikers Schuchmacher in Luzern wurde in 3 Ortschaften dieses Kantons, Seesatz, Großwangen und Neuenkirch Typhus durch Milch verbreitet. Die Typhusbacillen waren durch inficirtes Spülwasser in die Milch übertragen worden, eine neue Mahnung, wie gefährlich der Genuß ungekochter Milch oft ist.

*** Um künstlichen Farbstoff in Wurst** nachzuweisen, schüttelt man eine zerkleinerte Probe der Waare mit einem Gemisch von Spiritus und Salmiakgeist. Tritt dabei Rothfärbung der Flüssigkeit ein, so ist Cochenille (Carmin) zugegen. Färbt sich aber Amylalkohol (Fuselöl) mit der Probe geschüttelt roth, so ist Fuchsin benutzt worden. Bei der Häufigkeit des Vorkommens gefärbter Wurstwaren wird diese einfache Prüfung dem Detailisten und Konsumenten eine sehr erwünschte Handhabe zur Beurtheilung der Güte sein.

*** Der deutsche Volkswitz in Familiennamen.** Man kann nicht behaupten, daß sich die deutschen Familiennamen durch Zart sinn und Geschmack auszeichnen. Unsere rein deutschen Personennamen, d. h. also die sogenannten Vornamen, sind vielfach von unvergleichlicher Poesie. Das rührt daher, daß sie zu einer Zeit entstanden sind, in der unser sinniges, gemüthvolles und fangesprosses Volk im Alter naiver Kindheit stand. Unsere Personennamen sind uralt. Unsere Familiennamen dagegen sind ungleich später, vielfach erst zu Ausgang des Mittelalters geworden, zu einer Zeit, da das Handwerk und mit ihm auch großentheils die Prosa, verbunden mit burleskem, theilweise rohem Witz blühte. Gerne zog man das Thierreich für die Familiennamen heran. In so manchem deutschen Meinde, Voß, Schöps, Stier, Hecht, Frosch, Vock, Stockfisch u. s. w. sind offenbar Eigenthümlichkeiten des Stammvaters die Ursachen zu der Benennung gewesen. So haben auch Namen wie Sauerhering, Rindfleisch, Suphan, Meerfatz, Nußwurm, Kohlhase, Gänfchen ihren Ursprung in gewissen äußeren und inneren Merkmalen der einzelnen Personen ebenso wie minder bekannte Familiennamen, als da sind Adebör (Storch), Bohmhammel, Gans, Gaul, Hammel, Lamm, Mehsich, Ringeltaube, Pelikan, Schweinigel, Robochs, Sonnenfals. Während die Thiernamen meist das äußere oder innere Merkmal, das den Namen der einzelnen Person veranlaßt, nur errathen lassen, liebt es der Volksmund zu Ende des Mittelalters auch unter Vermeidung der Bilderprache den Namen schlechweg durch Nennung des auffallenden Kennzeichens zu geben. Da findet man den Großpepaul, Großhans, Großkopf, Pappelbaum, Feinzelmann, Stiff, Haustengl, Dichtmann, Feist, Badefen, Bierbauch, Bloch, Fornejett, Madeweitz, Nübe, Hampel, Hunperdum; nach Einzelmerkmalen sind benannt: Blausuß, Streckfuß, Safenscharte, Knidebein, Krummbein, Raksuß, Feuchtwange, Fettebaciuss, Fraß, Dichterhaupt, Quastbarth, Küßelmann, Saugefinger, Rostmal. Man sieht, wäherlich war der Volksmund gerade nicht. Ebenso unerbittlich verfährt er in der Namengebung bei Bezeichnung der mehr sittlichen und geistigen Eigenschaften der Einzelperson. Das deutsche Nationallied des Trunks verräth sich z. B. in dem überaus zahlreichen Vorkommen von Familien, welche Brand heißen. In der Regel wird sich diese Bezeichnung wohl auf den inneren Brand, den Dunst ihrer Träger bezogen haben. Auch die Namen Vierling, Bierauge, Bierbauch, Weinhold, Vollgießer u. A. gehören hierher. Neben dem Dunst findet auch der Hunger seine Berücksichtigung in den Familiennamen Esser, Fraß, Gutteier, Fleischesser, Rindfleisch. Recht munter klingen die Namen, welche das Wesen der einzelnen Person in glänzigem Lichte erscheinen lassen. Da giebt es Gutgesel, Frischelach, Liebchen, Liebestind, Schelmiger, Unversagt, Reinefindt, Gutsnuths, Rosenmund, Frischlauf, Schlafmunter u. s. w. Ein recht verlegener Stammvater wird den Namen Schamroth erhalten haben, ein jähzorniger Krieger den Namen Scheidenreißer. Zahlreich sind die Namen, welche mit dem nervösen Zusammenhang stehen. Da giebt es Hundertmark, Dreißigmark, Penningjack, Pennigpente, Habenicht, Schmalvogel, Seidenreich, Zindepsenning, Froge ufm. Die ganze Schale urwüchziger Grobheit, die dem deutschen Volkswitz zu Gebote steht, wird aber in Familiennamen wie Greiner, Zenker, Läger, Hoffertig, Deibel, Dreckmeyer, Schuft, Schurke, Mucker, Flegel, Feig, Bube, Beest, Grundel ufm. ausgegossen, der zottigen Namen gar nicht zu gedenken. Es mag kein Vergnügen sein, sich mit solchen Rosenamen durchs Dasein zu schleppen.